

Das aktuelle theologische Buch

Liebe zum Wort

Das Lesen von Büchern darf nicht nur dem unmittelbaren Nützlichen, der Praxis und Information dienen, sondern vor allem auch der Bereicherung und Vertiefung unseres Menschseins. Ein Buch dieser Art wird im folgenden ausführlich besprochen. (Redaktion)

Der Buchumschlag von J. Spletts „Liebe zum Wort — Gedanken vor Symbolen“ * zeigt zwischen Haupt- und Untertitel eine kretische Münze aus vorchristlicher Zeit, in die ein Labyrinth eingeprägt ist — das uralte Symbol und Rätsel menschlichen Lebens. Verschlüsselt wird damit der Blick freigegeben auf die verschiedenen Beiträge, die in den Jahren 1975—1983 erstmals veröffentlicht wurden und nun „mit unterschiedlich eingreifenden Änderungen“ (216) zu einem Buch zusammengefaßt sind. Liebe — Wort — Gedanken — Symbol: Ohne Liebe bleibt das Wort leer, ohne Wort bleibt die Liebe verborgen; Gedanken mögen neben anderem Ausdruck geistiger Anstrengung sein; Symbole bedürfen ihrer sowohl zu ihrer Entstehung wie zu ihrer Verstehbarkeit. Um eine Beurteilung vorwegzunehmen: Man ist dankbar, daß die recht verstreuten Beiträge nun als Buch vorliegen. Der Leser wird nicht geschont; er muß sich nicht nur auf das Thema, sondern auch auf die Führung der Gedanken und die Sprache einstellen. Dafür ist aber auch der Lohn für die aufgewendete Mühe groß.

In den letzten Jahren ist das Symbol und seine Bedeutung als Sprache und Ausdruck des Religiösen neu entdeckt worden. Das Symbol ist angesiedelt an der schmalen Grenze zwischen den vor kommenden irdischen Dingen und der zwar wirkenden aber nie sichtbar zu machenden Wahrheit.

Symbole sind wieder modern geworden, Moden aber bringen die Gefahr mit sich, daß das Gemeinte griffig und allgemein verständlich dargestellt wird und daß es dadurch leichter zerstört und verdeckt wird, als wenn es ungesagt geblieben wäre. Demgegenüber merkt man den Wegen, auf denen Splett einen Zugang zum Unsichtbaren und Unsagbaren sucht, die Mühe und die Anstrengung an. Vielfältig ist die verwendete Literatur, und mit Überraschung stellt man die Übereinstimmung fest, die auch äußerlich sehr verschiedenen Texten zugrunde liegt. Es ist ein Gehen bis an die Grenzen des unlösbaren Rätsels und der Versuch, mit brennenden Augen etwas von ‚drüben‘ wahrzunehmen, an das man sich halten kann. Geht man damit jedoch leichtfertig oder mit Selbstverständlichkeit um, meint man, es mühelos halten zu können, hat man schon verloren, was man zu halten meinte.

Die neun Beiträge werden unter drei Überschriften zusammengefaßt: Unter *Voraussetzungen* ist zunächst vom ‚animal symbolicum‘ als dem bezeichnend Menschlichen die Rede. Der Versuch, das Abbildhafte gering zu achten und allein das Eigentliche gelten zu lassen, ist genauso zu widerstehen wie der Gefahr, über den ‚farbigen Dingen‘ die dahinter seiende Wirklichkeit aus dem Auge und aus dem Sinn zu verlieren. Im Symbol ist beides vorhanden und verbunden; es ist selbst dinglich, aber das schwebende Dahinter, das es auch enthält, kann nicht dingfest gemacht werden. Ein Wort Ungarettis wird angeführt: ‚Zwischen einer gepflückten Blume und einer anderen, geschenkten — das unaussprechliche Nichts‘ (20). Geht der Sinn für das Symbolhafte verloren, gerät der Mensch selbst aus dem Lot. Traditionen mögen abreißen und die darin enthaltenen Symbole verloren gehen, der Mensch — selbst Symbol und Hinweis auf anderes und mehr, als er äußerlich darstellt — bleibt auf symbolhafte Deutung angewiesen. Die Lage ist schwierig, da der Zugang zur Symbolik des ländlichen Lebens vielfach verschüttet und ein symbolisches Verstehen für das Leben in der Stadt noch kaum gefunden ist.

Die Mehrdeutigkeit, die Symbolen eigen ist, muß als Gegenpol gegen wissenschaftliche Vereindeutigungen erhalten bleiben; der Mensch muß anderes bezeichnend finden und selber zum ‚Antlitz einer unsichtbaren Anwesenheit‘ (32) werden.

* SPLETT JÖRG, *Liebe zum Wort. Gedanken vor Symbolen*. (216.), Josef Knecht, Frankfurt a. M. 1985. Ppb. DM 29.90.

Im 2. Beitrag (Fest der Sprache. Gründung im Kult) wird das Fest, das Gemeinschaft unter den Menschen und mit den Göttern schafft, als Geschenk der Götter ausgewiesen. Es drückt Bejahung und Gutheißung aus. Der Einbruch des Sakralen ist aber zugleich mit einer Beunruhigung des normalen Daseins verbunden. Fest ist auch Narrenfreiheit und Gegenüberstellung und führt an die Grenzen des Humanen. Es ist Heraustreten aus der Zeit und gibt somit der Zeit Deutung und Bedeutung. Es bricht die dem Menschen entsprechende und notwendige Gewöhnung auf. Die Zeit wird unterbrochen, der überzeitliche Augenblick festgehalten — in Sammlung oder Verschwendung —, wodurch die Zeit zur ‚wiedergefundenen Zeit‘ (Proust. 42) und zur erlösten Zeit wird. Gegenüber dem Fest kann die Feier bedacht werden als bewußtes Aufgreifen eines bedeutsamen Ereignisses; sie gibt dem Fest eine Mitte, aber das Fest geht in der Feier nicht auf. Im übrigen lassen sich Unterschied und Zusammenhang nicht adäquat aussagen, da Fest und Feier verschiedenen ‚Ebenen‘ angehören. Verwirklicht sich Gemeinschaft im Fest, ‚so verwirklicht sich Fest im Ritual der Feier‘. Dichtung wiederum feiert ‚die Leibhaftigkeit des Wortes‘ (49). Wieder ist die Grenze zum Unsagbaren erreicht, die der Dichter überschreitet. Er vermag das Unvergängliche, dessen die Realisten nicht habhaft werden können, im Vergänglichen auszusagen. Seine Dichtung ist Gestalt, die ‚bleibt im Nirgend‘ (Rilke. 50), und er erahnt und erreicht Gott, der gibt, ‚daß die Klage Gesang wird‘ (50). So bleiben vom Fest nicht nur Asche und zertretene Girlanden, sondern auch der ölgetränkte Stein Jakobs (53).

Im 3. Beitrag geht es um eine philosophische Deutung von Dichtung. Dichtung ist eine eigene Weise, Wahrheit auszusagen. Heidegger wird angeführt: ‚Der Denker sagt das Sein, der Dichter nennt das Heilige‘, . . . das alltägliche Reden (ist) ein vergessenes und darum vernutztes Gedicht. ‚Dichterisches Sprechen ist ‚das Geläut der Stille‘. (58 f) Dichtung ist nicht überprüfbar auf Richtigkeit, aber sie vermag dem Leser die Augen zu öffnen, so daß er sieht, ‚was ihm ohne diesen (den Dichter) niemals zu Gesicht gekommen wäre‘ (66).

Unter der 2. Überschrift (*Beispiele*) wird zunächst anhand des Rilke-Gedichtes ‚Der Goldschmied‘ eine poetische Kunsttheorie entwickelt. Der Beitrag tastet sich vom Text zu seinen Sinn-Dimensionen vor. Die Aussage Hegels, daß der Mensch, der nicht auf seine Lebensbegierde verzichten kann, in die Abhängigkeit des Physischen gerät, erinnert an den Verlust des Paradieses. In der Arbeit eröffnet sich aber dem, der Knecht geworden ist, eine neue (zweite) Möglichkeit, zu sich selbst zu finden; die Arbeit zwingt zum Aufschieben seiner Begierden und damit zur Selbstaufgabe; er wagt somit sein Leben und wird Herr. Die Arbeit wird zum Ausdruck des Lebens, der Bildende wird gebildet, der Formende geformt. Die Tür öffnet sich zu Christus, der als ‚des Glückes aller Schmied‘ verstanden werden kann (84).

Im nächsten Beitrag geht es um die dichterische Existenz: Novalis. Leben und Werk des Dichters verschmelzen zu einer Einheit; das eine wird aus dem anderen verständlich. Erfahren werden Liebe und Verlust, Sehnsucht und das Gestaltwerden im Kind, das jeder war und werden soll. Und wieder öffnen sich die Fenster zum Göttlichen. Um das Kind als sichtbar gewordene Liebe bildet sich das Paradies. Die wahre Religiosität bedarf eines Mittelgliedes, das uns mit der Gottheit verbindet (107). ‚Wir suchen überall das Unbedingte und finden immer nur Dinge.‘ — ‚Das Unbedingte müssen wir aus dem Bedingten, das Bedingte aus dem Unbedingten erklären‘ (108). Leben und Tod gehören zusammen, der Tod ist der Preis für das Lebendigsein. Was aber bleibt, ist Sehnsucht und Heimweh; ‚wer aber Heimweh hat, der sehnt sich nicht ins Leere‘ (116). Aufhorchen läßt auch ein Bild, das Novalis von Mann und Weib kennt: beide sind aus einem Stoff, doch ‚wir sind Tonerde — und die Frauen sind Weltaugen und Saphire, die ebenfalls aus Tonerde bestehen‘ (107).

Bedeutsam ist, was Splett auf wenigen Seiten über das Lebelement Wasser zu sagen hat. Wasser und Geist sind Sinnbild der Erbschöpfung, zur Neuschöpfung braucht es Wasser, Geist und Blut. Das Wasser ist Sinnbild des Weges, das den Müller das Wandern lehrt und den Pilger zum Vater ruft (124).

Ein weiteres ‚Beispiel‘ handelt von Menschen und Büchern. Hier ist die Rede von einer Gefahr, die darin besteht, daß Bücher nur gelesen, exzerpiert oder fotokopiert werden (131 f) und von der notwendigen Dekodierung, die die Arbeit des Lesens ausmacht. Bücher sind ‚Gesprächsangebot‘ und nach Schopenhauer ‚papierenes Gedächtnis der Menschheit‘ (135). Bücher sind ‚Heilstätte

für die Seele'; sie vermitteln nicht nur Gelehrsamkeit, sondern lehren den Leser, anders in der Welt zu stehen und sich und seinesgleichen anders zu sehen, 'leider nicht nur im guten Sinn' (136). Bücher sind nicht das Leben, sie brauchen zur Genießbarkeit wie eine Art 'Suppenwürfel' Leitungswasser; dennoch darf man nicht zugunsten einer aktuellen Unmittelbarkeit auf ihre Vermittlung verzichten, wenn man nicht ins Privatistische oder eine Subkultur absinken will. Die Gefahr liegt dann weniger im Unwissen als im scheinbaren Wissen (144f). Humanität droht abzurutschen ins 'Humanitäre' (149). Nach wie vor gilt auch die Mahnung Schopenhauers: 'Um das Gute zu lesen, ist eine Bedingung, daß man das Schlechte nicht lese: denn das Leben ist kurz (146). Auch bleibt gültig, daß Bücher gerade nicht reden 'wie ein Buch', sondern auch geöffnet schweigen und sich auch jederzeit schließen lassen. (153)

Unter einer letzten Überschrift (*Bilanz*) geht es zuerst um eine Philosophie der Kunst. Paradoxiere wie gilt, daß durch ein Bild die 'Durchsichtigkeit' in dem Maß verschleiert wird, in dem es sie zu erreichen sucht (164). Es geht um die Wahrheit der Kunst und um das Schöne. Ist Kunst Vorspiegelung und Betrug oder ist sie 'Vorschein' (181). Wieder steht man vor dem Unzugänglichen, an dessen Schwelle der Glaube allein weiterträgt. Die Gefahr verkürzender Lösungen bleibt jedoch groß, indem man die Lampe mit dem Morgenstern oder gar mit dem Tag verwechselt (183). Aber:

„Erst wenn von unseren Tauben, den beringten,
Keine mehr heimkehrt, kommt die große fremde
Graue, den Ölzweig im Schnabel.“ (M. L. Kaschnitz. 186)

Zuletzt wird mit C. S. Lewis der Schmerz und die Freude bedacht. Eine reale Welt ohne Schmerz ist für Lewis von vornherein unmöglich; es gilt, sich von Verniedlichungen zu lösen und auch Gott als Vater zu sehen und nicht als Großvater ('einen greisen Wohlmeiner' 191). Umkehr, Gutwerden, Korrekturen sind eine weitere Quelle für Schmerz; das 'zwingt uns in die Realität' (193). Welten liegen zwischen einem Reden über den Schmerz ('looking at') und einem an ihm Entlanggehen ('looking along'). Man verstummt, wenn Lewis, der selbst viel gelitten hat, dann schreiben kann: 'nur Folter fördert die Wahrheit zutage' (198). Wenn jemand, der gelitten hat, von Freude redet, hat sein Reden Gewicht. Er weiß um die Gefahr, daß die Trauer über verlorene Freuden unfähig machen kann, 'neue Facetten der Herrlichkeit zu entdecken' (207).

Bedeutsames und Bedenkenswertes ist gesagt, Zusammenhänge und Zuordnungen werden deutlich, die nicht an der Oberfläche sichtbar, sondern nur in der Tiefe zu finden sind. Es ist ein Gehen an die Grenzen des Sagbaren, hinter denen jedoch eine neue Wirklichkeit wartet. Sie kann nicht ergriffen und nicht verfügbar gemacht werden, sie wird gläubig errahnt.

Linz

Josef Janda

Neuerscheinungen im Musikverlag 1986

LP Evviva Giovanni
— ein Rockmusical über den hl. Don Bosco
LP/MC DM 23,—

Wir wollen aufsteh'n zum Leben
— neue religiöse Lieder zum Thema
„Arbeit und Zukunft“ LP DM 20,—

Keine Zeit für Tränen
— eine LP in Zusammenarbeit mit MISEREOR
zu Fragen der Gerechtigkeit in der Welt
LP/MC DM 18,—
MC DM 17,—

Ich freue mich
— neue religiöse Kinderlieder MC DM 17,—

Zu den Schallplatten und Musikkassetten gibt es
Sing- und Texthefte.

Bestellungen an:
KONTAKTE-Musikverlag
Ute Horn
D-4780 Lippstadt, Holtackerweg 26
Telefon 0 29 41/57 557
Bundesrepublik Deutschland